

Frank Keil

Locker machen!

Warum die Wehrpflicht ein Auslaufmodell bleibt, über die Mythen der einstigen Kriegsdienstverweigerer und dass die alten Männer die jungen Leute bitte in Ruhe lassen sollten. Eine mäandernde Entgegnung zu Thomas Gesterkamps »Verweigern ohne Musterung!«

Unlängst musste ich bemerken, dass der Christian Lindner und ich einer Meinung sind, und das ist mir auch ein bisschen peinlich, einerseits. Aber mir hat es andererseits gefallen, wie der Lindner-Christian die mal wieder kurz aufgeflackerte Debatte um eine Wiedereinführung der Wehrpflicht knapp kommentierte: Sie sei schlicht eine Gespenster-Debatte. Recht hat der Mann, auch wenn er meiner Meinung nach nicht so oft recht hat: Aber macht man das Licht an, sind die Gespenster verschwunden. Wo also geht es zum Lichtschalter?

In der Tat, parlamentarisch-gesetzlich gesehen ist die Wehrpflicht hierzulande nicht abgeschafft, sondern auf unbestimmte Zeit ausgesetzt, aber treten wir einen Schritt zurück, schauen wir in die aktuell 30 NATO-Länder: 24 Staaten setzen auf Freiwilligen- und Berufsarmeen. Eine Wehrpflicht dagegen gibt es derzeit in der Türkei und in Griechenland, in Norwegen sowie in Estland und Litauen; wobei Litauen die Wehrpflicht nach der Besetzung der Krim durch russische Truppen 2015 wieder eingesetzt hat. Island verzichtet auf jedes Militär, Dänemark bietet eine interessante Besonderheit: Die 6-monatige Wehrpflicht ist dort so lange ausgesetzt, solange sich genug Freiwillige finden, die zur Armee gehen, und bisher haben sich stets genug gefunden. Vollziehen Schweden und Finnland den beabsichtigten Beitritt zur NATO, kämen zwei Länder mit Wehrpflicht hinzu; dann wäre das Verhältnis 24 zu sieben. Westlich orientierte Staaten wie Australien, Neuseeland oder Japan verzichten schon länger auf die Wehrpflicht; die Balkanstaaten, deren

Bevölkerungen mehrheitlich in die EU und nach Westen streben, haben sich in den letzten Jahren von der Wehrpflicht verabschiedet.

Was das insgesamt sagt: Es sieht so aus, als sei zumindest in Europa die Wehrpflicht-Armee ein sicheres Auslaufmodell; als habe sich die Erkenntnis durch- und festgesetzt, dass Motivation, Einsicht, Überzeugung und also Freiwilligkeit ziemlich unschlagbar sein dürften und in jedem Fall die bessere Wahl sind als verordnete Verpflichtung mit Strafandrohung und Sanktionierung. Und schaut man auf den Kriegsverlauf in der Ukraine – also auf das, was man davon mitbekommt – dann scheint sich zu bestätigen, dass dies gerade, militärisch gesehen, der weit bessere Weg ist, stehen dort doch Soldaten und Soldatinnen, die von ihrem Auftrag überzeugt und mit ihm einverstanden sind, denn dass sie handeln, nur weil Befehl, Druck und die Angst vor Repression sie dazu zwingt. Abzuwarten bleibt, was passiert, wenn das ukrainische Militär beginnt, Männer zwangsweise einzuziehen, weil sich nicht mehr wie bisher genügend Freiwillige melden. Derzeit ist im Rahmen der Generalmobilmachung ukrainischen Männern zwischen 18 und 60 Jahren die Ausreise untersagt, es sei denn, sie haben mindestens drei Kinder, sie sind alleinerziehend oder sie haben Kinder zu versorgen, die besonders pflegebedürftig sind. Auch im Ausland Studierende und Forschende sind von der derzeitigen Generalmobilmachung ausgenommen. Von daher beruht die Empörung in Thomas Gesterkamps Text, der 20-jährige Sohn des ehemaligen Ukraine-Botschafters Andrej Melnyk dürfe unbe-

helligt in Berlin weiterstudieren, statt im Land festgehalten zu werden, offenbar auf **Unkenntnis**.

Dem gegenüber stehen aber die Gespenster der Vergangenheit, besonders hierzulande. Als man noch *zum Bund* müssen sollte, ungefragt, *eingezogen*, Gewehr bei Fuß. Als man nicht gefragt wurde, sondern als über einen bestimmt werden sollte. Als es keine eigene Entscheidung sein sollte, ob man eine vorgesehene Zeit Soldat werden wollte, sondern eben eine verordnete. Ging es dabei um Krieg und Frieden? Gewiss auch. Aber es ging weit mehr um die Frage von Unterordnung und freier Entscheidung, es ging um Selbst- versus Fremdbestimmung. Es war damals eine offene Frage und es ist rückblickend bis heute eine offene Frage, und ebenso, ob man aus den Jahr für Jahr steigenden Zahlen der Kriegsdienstverweigerer eine damals grundsätzliche antimilitaristische Haltung ablesen kann – oder ob das nicht wenigstens zum Teil Wunschdenken war und heute noch ist. Nicht zufällig war ein sichtbarer Riss, der durch die Lager der Wehrpflicht-Befürworter und der Wehrpflicht-Gegner ging, ein eher emotional-körperlich-ästhetischer: kurze Haare oder lange Haare.

Denn die Bundeswehr wurde damals für eine wachsende Mehrheit junger Männer eine festgezurte Männerwelt, mit der man nichts zu tun haben wollte, wenn man nur ein wenig berührt worden war von den Errungenschaften des sich aufmachenden Feminismus, den allmählich verständlich gewordenen Ausläufern des kritischen Denkens, auch des emphatischen pädagogischen Blicks auf seine Nahwelt: dass die Würde jedes einzelnen und jeder einzelnen tatsächlich unantastbar ist; dass eine eigene Meinung zu haben wichtig ist; dass man nicht nur sagen darf, sondern sagen *soll*, was man meint und denkt; dass man Kinder nicht schlägt, dass auch persönliche Probleme Ursachen haben, die man beseitigen kann; dass man nicht aufessen muss, was auf den Tisch kommt; dass die Frau weiß, was der Mann verdient und dass man als Paar den Miet- oder Kreditvertrag *gemeinsam* unterschreibt. Und so weiter und sofort.



© jendesign | photocase.de

Die seinerzeitige Bundeswehr dagegen, das war angebrüllt werden und schikaniert werden (jedenfalls erzählten mir damals die Freunde, die dort gelandet waren, davon, und ich wusste: da gehöre ich nicht hin (!), ich mit meinen (sic!) langen Haaren, auch wenn ich im Winter gerne einen Bundeswehr-Parka trug, womit mich mein Vater immer wieder genüsslich aufzog). Die Bundeswehr, das waren Berichte von komatösen Besäufnissen *auf der Stube*, an denen man sich zu beteiligen hatte, auch wenn man lieber Jasmin-Tee trank; von Gewaltmärschen durch Wald & Feld, bei denen keine oder kaum Rücksicht darauf genommen wurde, wenn man mit seinen Kräften am Ende war und man *nicht mehr konnte*, davon erfuhr man. Die Bundeswehr, das war nicht zuletzt die markige, sich überschlagende Stimme von Franz-Josef Strauß. Das waren Kasernen, die nach Nazi-Größen oder Schlächtern aus der Kolonialzeit benannt waren. Das waren gesellschaftliche Orte, wo die Traditionsverbindungen zur einstigen Wehrmacht nicht gekappt, geschweige denn aufgearbeitet waren – noch (und festhalten!) im Januar 1995 sprach der wegen Terrorismus verurteilte Rechtsextremist Manfred Röder vor der

Führungsakademie der Bundeswehr und lange wollte dort niemand etwas davon mitbekommen haben. Und – nicht unwichtig – die Bundeswehr war eine Welt ohne Frauen, wo doch die Alltagswelt real wie symbolisch immer weiblich-geprägter wurde, was eines Tages auffiel, und bald mehr als das.

Das alles ist aber, ehrlich gesagt, schon ganz schön lange her. Und vor allem: Aus dem Konstrukt des Vaterlandes ist die Idee der Zivilgesellschaft geworden; mit all ihren Mängeln und Fehlern und offenen Fragen, zu denen sie sich eben bekennt, während sich die Nation nur zusammengeschweißt und *abweichungsfrei* kennt. Kurzum: Ein gesellschaftlicher Fortschritt ist zu verzeichnen, Jahr um Jahr. Und selbst wenn man pessimistisch gestimmt ist: Es geht zwei Schritte voran und einen Schritt zurück – und nicht zwei Schritte zurück bei einem Schritt voran.

Wir hatten und haben schwule Minister und lesbische Ministerinnen und BürgermeisterInnen und Gemeinderäte, das nur mal kurz als Beispiel eingestreut. Es gibt eine Vielfalt von Lebensentwürfen, die immer wieder neu definiert und auch verhandelt werden, so dass es einem manchmal fast zu viel werden kann, zugegeben. Und ich gestehe rückblickend: Als nach dem Attentat auf Wolfgang Schäuble dieser im Rollstuhl saß, war ich sicher: ein Minister im Rollstuhl, das wird nichts, das möchte die Gesellschaft nicht sehen. Was ein Glück, dass ich so falsch lag.

Und ja, das hat alles verdammt lange gedauert, dass es so gekommen ist, und mancher und manche, die gerne erlebt hätten, dass sich das gesellschaftliche Leben zum Besseren und Offeneren öffnet, haben es nicht mehr erlebt. Doch wer heute so tut, als ob das Gestern jederzeit wieder durch die Tür kommen und sich heimisch einrichten könnte, als sei es nur kurz weg gewesen – also ich weiß nicht, da bin ich etwas sprachlos.

Liegt es vielleicht daran – möchte ich jetzt spotten und tue es – dass wir alten, den Kriegsdienst verweigernden Männer nicht Ruhe geben können? Wo Opa eben nicht vom Krieg erzählt hat, erzählt die Enkel-Generation der 1950er- und 1960er-Jahre so gern von *der Verhandlung* im Kreiswehr-

ersatzamt und wie schändlich man (auch ich!) dort behandelt wurde und wie absurd allein die Idee war, ein Gewissen prüfen und daraus eine lebenswegbegleitende Entscheidung ableiten zu können. Auch ich berichte davon gerne, mit der Liebe zum Ausschmücken, aber: Es sind Geschichten aus einer anderen Welt, die mir selbst zuweilen fremd und weit, weit weg vorkommt, wenn ich in den Spiegel schaue.

Gerade fällt mir dazu ein leicht anekdotisches Detail ein: Als ich Kind war, wurde noch vierteljährlich in den Nachrichten die Anzahl der unehelichen Kinder vermeldet. Wenn ich das heute meinem großen Kind erzählen würde, es wüsste vermutlich nicht, was das damals bedeutete: Gradmesser zu sein für die Auflösung der Institution Ehe und dann Familie, die man noch als unantastbar gelten lassen wollte, während sie sich längst als ein Modell unter anderen zeigte.

Was wir Alten, seit Jahrzehnten *Männerbewegten*, mögen, ist: weiter zu behaupten, dass Jungs nicht weinen dürfen. Dass Männer nicht zum Arzt gehen, sondern lieber Schmerzen aushalten und sie so an behandelbaren Krankheiten zugrunde gehen, was nicht nötig gewesen wäre. Dass sie nicht reden, dass sie alles in sich hineinfressen. Dass Männer keine Freunde haben (oder wenn, die falschen), dass sie einsam sind, dass sie deswegen viel zu viel trinken, einsam und verloren vor dem Computerspiel, wenn es dunkel wird. Okay – das gibt es; das gibt es *noch*. Aber das gibt es genauso auch nicht und *nicht mehr*.

Es ist eine Frage der Zeiten, auf die man schaut und damit eine Frage der Generationen, auf die man blickt, und da erleben wir eine zugegeben anstrengende Gleichzeitigkeit verschiedener Männerlebensläufe: von gepanzert im Theweleit'schen Sinne, über verschlossen und verbohrt, schließlich normal und mal-so-mal-so, bis offen und locker und dann fluid und gänzlich freischwebend. Wobei – wenn ich nicht ganz falsch liege – die jungen Männer vorwiegend im liberal gestimmten Mittelfeld tendenziell spielerischer unterwegs sind, während sich unsereins untätowiert eher abmüht und anstrengt, auf Linie zu bleiben, aber da ist ja noch Luft nach oben, da kann sich noch was tun.

Und sorry, dass ich noch mal persönlich werde: Als ich Mitte der 1990er-Jahre mit unserem damals noch kleinen Kind tagsüber durch die Straßen schob, war ich weitgehend ein Exot. Okay, ein paar andere *neue Väter* gab es; wir erkannten uns auf Kilometern Entfernung. In der ersten Vater-Kind-Turn-Gruppe, in der ich mich engagierte, waren wir drei Väter. Drei. Der Anleiter, ich und ein anderer Vater. Im Szenestadtteil Altona-Altstadt. Nur: Das war einmal. Das ist vorbei. Heute herrscht an den Sandkisten Parität. Vielleicht nicht immer. Aber meistens.

Ich weiß, dass es so gekommen ist, ist durchaus schmerzhaft, auch kränkend. Dass sich die Dinge dann doch zum Besseren wenden, ist für die, die so lange und engagiert aus dem Bedrückten heraus das Gute eingefordert haben, nicht immer einfach zu verkraften. Man möchte doch, dass die Welt, die man zu durchschauen glaubt, so bleibt wie sie ist; so mangelbehaftet, so schwierig, so bedrohlich. Und Recht zu behalten, gibt immer auch Stabilität. Doch heute ist nicht zuletzt eine andere, eine neue Generation am Zuge, die eben nicht ihren eigenen Weg geht, sondern die je ihre eigenen Wege beschreiten will, doch in der Summe – scheint mir – lässt sich sagen: Die machen das schon gut, die jungen Leute von heute, auch die Jungs, die jungen Männer, die meisten jedenfalls, man muss ihnen nicht misstrauen, man muss ihnen keine Ratschläge aufdrängen, das denke ich, während ich langsam alt werde und die Kondition nachlässt, ich merke das nicht nur beim Treppensteigen hoch in den dritten Stock in mein Büro. Nicht schön. Aber so ist es einfach. Und es ist auch in Ordnung.

Eine Erinnerung noch und damit zurück zur Bundeswehr (ich verlier' aber auch immer den Faden!), es ist vielleicht fünf, sechs Jahre her. Ich war noch mal zur Marineschule Mürwik bei Flensburg gefahren, wollte mir für einen Artikel die

dortige militärhistorische Sammlung anschauen und wollte mich auch auf Stand bringen. Denn Mürwik ist ein spannender Ort: Der Großadmiral Karl Dönitz hatte sich hierher zurückgezogen, der Nachfolger Adolf Hitlers. Noch nach der Kapitulation am 8. Mai ließen ihn die Engländer hier einige Tage weiter gewähren, er hielt morgens den Fahnenappell ab, dann Lagebesprechung mit seinen Ministern, eine groteske Veranstaltung muss das jeweils gewesen sein, bis die Alliierten ihn und seine Spießgesellen dann doch festsetzten und vor Gericht stellten. Dönitz saß bald wieder freigelassen im Sachsenwald und schrieb laubverschattet seine Memoiren, dass er sich nichts zu Schulden hatte kommen lassen, verehrt auch vom einstigen Feind, wenn das nicht zähle, das Übliche damals, was sich gut verkaufte, nicht nur in Buchform: Bei seiner **Beerdigung** im Januar 1981 nahm der damalige Innenminister Schleswig-Holsteins Uwe Barschel an der Trauerfeier teil, was – so – dann auch zur dunklen Geschichte der Bundeswehr und der Bonner Republik gehört, die man genauso wenig vergessen sollte.

Ich also stand auf dem Gelände der Marineschule und schaute einer Gruppe von OffiziersanwärterInnen zu, die an mir vorbei zurück in ihre Unterkunft joggten: Männer und Frauen. Welche mit krausen und welchen mit glatten Haaren. Weiße, Schwarze, Gelbe. Querbeet. Alles dabei (ich hoffe, man verzeiht mir diese Flapsigkeit). »Wir von der Bundeswehr sind auf einem guten Weg, ein Abbild unserer Gesellschaft zu werden. Wir möchten, dass jeder und jede bei uns seinen Platz findet, ganz egal woher man kommt«, sagte der junge Presseoffizier, der hinter mich getreten war, ohne dass ich es gemerkt hatte. Er sagte es durchaus mit sanfter Stimme. Und ich konnte nur anerkennend nicken und wusste, dass ich weiter an meinem inneren Feindbild arbeiten sollte. Und da bin ich immer noch dabei.



**Autor***Frank Keil*

liest und schreibt gern und viel und lebt davon – nämlich als freier Journalist und Moderator. Von Hamburg aus ist er unterwegs und recherchiert und verfasst Reportagen, Porträts, Rezensionen für verschiedene lokale und überregionale Zeitungen und Magazine. Zudem ist er noch Redaktor der deutsch-schweizer Produktion »ERNST – das Gesellschaftsmagazin für den Mann«.

✉ keilbuero@t-online.de

🌐 <http://keilbuero.de/>

Redaktion

Alexander Bentheim (V.i.S.d.P)

✉ Postfach 65 81 20, 22374 Hamburg

☎ 040. 38 19 07

📄 040. 38 19 07

✉ redaktion@maennerwege.de

🌐 www.maennerwege.de | www.facebook.com/maennerwege

Links

Im Text **orangefarbige Begriffe** sind interaktive Verweise auf weiterführende Informationen.

Zitervorschlag

Keil, Frank (2023): Locker machen! Eine mäandernde Entgegnung zu Thomas Gesterkamps »Verweigern ohne Musterung!«. maennerwege.de, Februar 2023.

Keywords

Wehrpflicht, Männerbild, Militär, Krieg, damals und heute

Allgemeine Hinweise zum Online-Angebot von MännerWege.de

Für die Richtigkeit der in einem Beitrag verwendeten und zitierten Informationen sind ausschließlich die Autoren und Autorinnen verantwortlich. Jede nicht-autorisierte Vervielfältigung oder Verwertung eines Beitrags als Nachdruck oder im Dateiformat zu kommerziellen Zwecken stellt eine Verletzung des geltenden Urheberrechts dar und ist nicht gestattet. Bei jeder nicht-kommerziellen Verwendung erbitten wir einen Link und/oder ein Belegexemplar. Die in einem Beitrag veröffentlichten Ansichten spiegeln die der Autoren und Autorinnen wider und entsprechen nicht unbedingt auch der Meinung der Redaktion. Mit der Publikation eines Beitrags möchten wir die Vielfalt männlicher Lebensweisen, Erfahrungen und Meinungen illustrieren, insbesondere wenn diese zum produktiven Dialog zwischen Geschlechtern, Generationen und Kulturen beitragen.